

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 243

Posen, den 22. Oktober 1929

3. Jahrg.



(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Nana Koskowschny hatte den Tisch weiß gedeckt und ein Sträußchen Veilchen in die Mitte gestellt. Es war sehr angenehm warm, und noch ein wenig nach Del und Farben. Dimitri machte plötzlich lehrte, lief in seine Stube und raffte die Narzissen zusammen — alle — selbst die, welche er in seinem Knopfloch trug, fügte er in den Büschel und brachte sie Hans Nagel hinüber. Wahlos streute er die weißen Sterne über den Tisch, über den Boden und Nanas Be-

„Es ist doch schade“, wollte sie wehren und schwieg mit halboffenem Munde still, so entsetzlich weh tat ihr sein Gesicht. Die ganze Qual seines Herzens stand darinnen ihrem und Nagels Blicke freigegeben.

Nach Mitternacht brachte ihn der Maler auf sein Zimmer zurück. Nikolaus lächelte. Er hatte vergessen, daß sie nicht gekommen war.

Drüben in dem kleinen Atelier, das nun schon die Kälte der Nacht ausströmte, stand Nana Koskowschny und las die Narzissen vom Boden auf. Sie waren beschmutzt, zertreten, verwelkt. Mit gequältem Ausdruck sah sie darauf nieder.

Hans Nagel kam zurück, nahm sie ohne weiteres auf die Arme und trug sie zu ihrem Bett. „Schlaf wohl, Duschinka!“

Wie ungeschickt er das sagte. Seine deutsche Zunge brachte den Schmelz der Liebeslösung nicht in dieses Wort, das in der Sprache ihrer Heimat so große Zärtlichkeit bedeutete. Aber sie küßte ihn doch mit trunkenen Seligkeit auf die Lippen, sah, wie er den Mantel übernahm und nach der Türe ging.

Mit dem Weinen kämpfend, hob sie sich in den Rissen hoch. „Du gehst noch fort?“

„Ja, Nana.“

„Darf ich mitkommen?“

„Nein.“

Er drückte bereits die Klinke ins Schloß, dann hörte sie seinen Schritt die Treppe hinabtaufen. Sie hatte sich so froh gefühlt, so über die Nasen glücklich, und das war nun der Abschied heute. Ihre Zähne bissen sich fest in das Rissen, sie weinte, weinte zum Herzerbrechen. Dann wurde es ganz lautlos still. Nana Koskowschny saß mit offenen Augen, grübelte, sann und dann kam unversehens der Schlaf und nahm sie in die Arme.

Draußen leuchtete der Wind, die Nacht war bitter kalt. Hans Nagel zog den Mantel weit hinauf und klemmte ihn fest zusammen. Dann holte er mit weiten Schritten aus.

Es dämmerte schon, als Nana erwachte. Sie richtete sich leise auf, sah nach Nagels Bett hinüber und fand es leer. Sie empfand einen Schrecken ohnegleichen, genau wie damals, als man sie aus den Rissen riß, um sie nach Sibirien zu bringen. Sie konnte sich später gar nicht mehr erinnern, wie sie es fertig gebracht hatte, sich anzukleiden. Auf bloßen Füßen sprang sie die Treppe hinunter und öffnete die Haustüre: Da lehnte er in hochender Stellung gegen die Wand, die Augenlider schwer vom Reiz und das Haar, welches unter dem Hute hervorquoll, mit Silberglänzen durchwirkt.

„Duschinka.“ Sie schüttelte ihn mit Fäusten, welche die Angst zu schweren Hämmern machte. Er fiel wie ein Klotz zur Seite und regte sich nicht mehr. Ihr warmer Körper warf sich über seinen kalten, starren, sie horchte an seinem Herzen, es hatte aufgehört zu schlagen.

Sie schloß schnell auf und rannte die Treppe hinauf und

schlug mit trommelnden Knöcheln gegen Dimitris Türe. Er war noch vom Abend angekleidet im Bett gelegen und lief mit ihr hinunter.

Zu zmeien trugen sie ihn nach dem Atelier und begannen seinen Körper zu reiben.

Nana lief nach einem Arzte. Als dieser kam, lächelte ihr Dimitri zu: „Er hat schon einmal die Augen offen gehabt.“

Der alte Herr schob ihn wortlos zur Seite. „Sind Sie seine Frau?“ Unter den Brillengläsern suchte der Blick nach Nana.

„Ja.“ Sie erröte. Du lieber Gott, er würde doch nicht ahnen, daß sie gelogen hatte.

Er ahnte es! „Künstler“, dachte er und bog sich zu Nagel herunter. Da mußte man in punkto Moral immer ein Auge zudrücken. Im selben Momente begegnete sein Blick dem Nagels. Der Doktor wurde ein bißchen verlegen, als hätte der Maler seine Gedanken erraten. „Sie werden einen sehr ausgiebigen Denzettel davontragen“, tadelte er und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den Nana ihm zuschob. „Jetzt um diese Zeit im Freien zu nächtigen, ist immer noch ein Wagnis, das nicht jeder riskieren sollte.“

Nagel sah von einem zum andern. Als er Nanas Blick begegnete, wich er diesem aus.

Bis zum Abend hatte sich bei dem Maler die schönste Lungenentzündung entwickelt. Er schalt über die unerträgliche Hitze im Atelier, obwohl Nanas Zähne vor Kälte aufeinander knirschten. Ihre Finger waren steif von den Eismickeln, mit denen sein Körper gegen das Fieber gewappnet werden mußte.

Nikolaus Dimitri wickelte sie mitleidig in seinen Mantel. „Laß mich machen, Duschinka.“ Er legte Nagel Eis-kompressen auf den Kopf und erneuerte den Wickel. Der Maler riß die Augen auf. „Wo hast du deine Narzissen?“

Nana trug ihm die Blumen ans Bett, er griff mit gierigen Fingern zu und zerpflückte sie bis zur letzten. Die abgerissenen Kelche lagen wie zur Erde gefallene Sterne auf dem Boden.

Von Mitternacht ab wachte Dimitri allein bei ihm. Nana schlich sich hinüber in Nikolaus Stube und fiel wie ein Stock in die Rissen. Schon im Einschlafen hörte sie drüben eine Türe gehen, hastete noch einmal in das Dunkel und tastete sich in das Atelier hinüber. Nagel lag weit zurückgelegt mit heißen Händen, die unruhig um sich fuhren. Er murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Nana beugte sich über den Fiebernden und kühlte ihre Finger von seinen glühenden erfalt: „Siehst du, Duschinka, nun bist du gesett vor mir — ich hätte diese Nacht — nicht schlafen können mit dir — in einem Raume.“ Seine Worte wurden wieder unzusammenhängendes Gestammel.

Nanas Augen aber waren groß und starr geworden. — Sie hatte begriffen.

Dimitri fuhr auf, als er ihr Weinen hörte. „Was ist — warum schläfst du nicht — nimm dir noch eine Decke mit und ein Kissen. Es ist überflüssig, daß du dir auch noch den Tod holst.“

„Glaubst du, daß er stirbt?“

Er sah die fragende Angst, die aus ihren Augen und der Haltung ihres Körpers sprach und schüttelte den Kopf. „Das hält ein Mann schon aus“, tröstete er. „Ich habe als Kind auch einmal eine Lungenentzündung gehabt und bin nicht daran gestorben. Geh jetzt!“

Ghe sie sich hinaus, küßte sie noch die fieberheißen Hände, die nun ganz still und reglos lagen. Es war schon Morgen, als sie sich endlich in Schlaf weinte.

* * *

Marion Tuney stand sprachlos.

Auf dem dunklen Belz ihres Mantels saßen vereinzelt

Schneeflocken. Der große Strauß von Flieder in der Farbe von süßem Eila wippte auf ihrem Arme hin und her: „Un-erhört war das! — Eine Schamlosigkeit ohnegleichen.“

Sie trat mit zusammengebißenen Lippen an das Bett, in welchem Nana Koskoshny lag und sah mit unsäglichem Verachtung auf das Mädchen nieder. Als sie das schimmernde Blondhaar auf den Kissen gewahrte, froh zitternder Haß in ihr hoch.

Nicht auf das Mädchen! O nein — die Kleine war ohne Zweifel sehr hübsch, sehr niedlich, jedenfalls auch sehr unterhaltend. — Nikolaus Dimitri hatte Geschmack, Blondheit schien er zu bevorzugen.

Ein böses Lächeln irrte um ihren Mund und setzte sich in den Augen fest. Das dunkle Blau derselben wurde kalt und staßfarben. Nikolaus Dimitri — das hätte ich nicht zu sehen bekommen dürfen! Das nicht! Scham, Aerger und ein kleines Weinen stritten sich in ihr und sprachen das Urteil über ihn: — „Aus.“ Gott, nur nicht aufregen. Sie sah in dem kleinen Spiegel an der schiefen Wand ihr bleiches, etwas durchwachtes Gesicht. Er wars ja gar nicht wert, daß sie auch nur eine Minute des Nachdenkens über ihn verlor. Dummes Zeug!

Sie wich bestürzt zurück, als die Schläferin die Hände hob. Deren Erwachen wäre ihr sehr unerwünscht gekommen. Es war besser, es wußte niemand um ihr Hiersein.

Sie fühlte sich nun doch etwas aufgeregt, drückte den Mantel an sich, daß er an keinen der Gegenstände streifte und ging zur Türe. Das leise Knarren der ausgetretenen Stufen als sie hinabschritt, war alles, was sie verriet.

Vor dem Hause saß ein Kind in der Vormittagssonne und spielte mit seinen Puppen. Dem legte sie die ganze Fliederpracht in den Schoß. Es dankte ihr mit einem Lächeln. Blumen — wo es noch Eis und Schnee gab. Die kleinen Finger drückten die Blüten zärtlich an die Brust. Lange sah das Kind dem Wagen nach, der die Dame entführte. Sie war sicher eine Fee aus dem Märchen gewesen, die einen verzauberten Königssohn besucht hatte.

Es ging schon gegen Mittag, als Nana Koskoshny aus bleiernem Schlummer erwachte. Sie strich nur das Haar etwas glatt und lief dann zu dem Kranken hinüber.

Das Fieber war etwas gesunken, es ließ sich vollkommen vernünftig mit ihm zu sprechen. Er trank auch gehorsam eine Tasse Fleischbrühe, welche Dimitri aus einem Gasthaus in der Nähe geholt hatte und hielt dann ihre Finger fest in den seinen. „Was machen wir nun? Es ist das beste, ihr laßt mich ins Krankenhaus bringen. Dann hast du keine Arbeit mehr mit mir, Nana. Sonst sind wir beide lahmgelagt: Ich, weil es einfach nicht geht zu schaffen, und du, weil ich dir auf dem Hals liege.“

Sie wollte nichts davon wissen. Da begann er von etwas anderem: „Wenn es dir möglich ist, Nana, dann schlage einige Bilder von mir los. Du kannst ruhig die besten herausuchen. Ich geb' sie billig. Zwanzig Mark das Stück. Es sind gute Sachen darunter.“

Sie nickte. Ach Gott, wenn nur dieses Würgen in der Kehle aufhören würde, sie ersticke noch daran. Sie konnte ihn nicht mehr sprechen hören. Ganz heiser, abgehackt kam die Stimme über seine zersprungenen Lippen.

Er hielt noch immer ihre Finger fest: „Nana — wenn der Doktor bezahlt sein will oder die Apotheke — ich brauche meinen Wintermantel vorläufig doch nicht mehr — bis ich wieder zum Aufstehen komme, ist es warm. Du kannst ihn ruhig verkaufen.“

„Ja.“ preßte sie heraus. Nun ging es einfach nicht mehr. Die Tränen zurückzuhalten. Sie liefen ihr kollernd über das Gesicht, eine schlug die andere.

Er war erst bestürzt, dann lächelte er. „Duschinka! — Ich denke ja gar nicht daran zu sterben.“ Erschöpft brach er ab. Das Sprechen tat seinen Lungen weh, müde ließ er den Kopf zurückgleiten.

Es kamen schwere Tage. Die Nächte waren noch schlimmer. Dann hockten Nana und Dimitri in dem halbdunklen Atelier und horchten, was Nagel alles aus den Kissen schrie. Das Mädchen deckte die Hände über die Ohren und sprang doch auf, wenn er ihren Namen rief. In der Nacht, welche die Krisis brachte, war ihr Gesicht so zerfallen wie das seine.

„Liebe, kleine Gnädige, nun hätten wir ihn wieder aus dem Aergsten heraus,“ sagte der Doktor am Morgen und liebkoste mit den Augen ihre Gestalt. „Nun kommt die Umkehr, das Gelingen, das ist ebenso wichtig.“ Und dann sagte er ihr alles, was Nagel bekommen sollte, damit er wieder zu Kräften käme. Ein Frösteln nach dem andern rann ihr dabei über den Rücken.

Sie mußte sehen, daß sie Geld bekam.

Nikolaus Dimitri trug seinen Schreibtisch in das Atelier. Nana hatte ihn darum gebeten. Sie war so oftmals nicht zu Hause jetzt. Der Maler war noch müde und schlief sehr viel. Sie wollte ihn aber nicht so ganz allein lassen. Und Dimitri schrieb hier wie dort: Lauter Briefe an Frau Marion, von denen keiner erwidert wurde.

Wenn er nur wüßte, ob es Laune von ihr war, vielleicht erwartete sie, daß er kam. Aber das hätte sie ihm ja nur mitzuteilen gebraucht. Auf die Dauer würde das unerträglich sein. Er konnte auch keine Karzissen mehr für sie kaufen. Von den paar Groschen, die er einnahm, mußte er für Nagel Wein besorgen oder Schinken oder sonst etwas. Sie würde es doch sicher begreifen, wenn er ihr das sagte.

Als einer der Freunde des Malers kam, um nach dessen Befinden zu fragen, bat ihn Dimitri zu bleiben, bis Nana zurückkäme. Der willfahrte gerne. Das Zwielfelt jetzt war doch für jede Arbeit unauglich.

Dimitri war im Nu zum Ausgehen umgekleidet. Der Weg war weit, er zählte seine Barschaft. Für ein Auto reichte sie nicht. Höchstensfalls für eine Tram. Je mehr er sich dem Zentrum der Stadt näherte, desto größer wurde seine Unrast. Es war ihm ganz unverständlich, wie er solche Angst vor ihr empfinden konnte.

Er mußte die Linie wechseln, hüpfte auf den Gangsteig und sah sich Nana Koskoshny gegenüber. Sie lehnte an einer Häusercke, die etwas vorsprang und deshalb ziemlich windgeschützt war. „Koko,“ stammelte sie erschrocken und bog die Blätter zusammen, die sie in den Händen hielt.

„Bartest du auf die Tram?“ fragte er ahnungslos. Sie schüttelte den Kopf und bekam glühende Wangen, als ein Herr auf sie zutrat und die Börse zog. „Hören Sie mal. Kleine, geben Sie mir nochmals das Aquarell, das mir gestern zu teuer war. — Ich habe mir's überlegt. In Kunsthandlungen kostet es genau das Doppelte.“

Sie reichte ihm die Blätter. Er begann zu jucken und zog dann eines derselben heraus. Nachlässig reichte er ihr einen Fünfmarktschein. Ohne den Hut zu lüften, entfernte er sich.

„Nana,“ würgte Dimitri heraus. „Nana!“

„Sag' es ihm nicht,“ flüsterte sie aufgeregt.

„Du verkaufst deine Aquarelle?“

„Ja.“

„Um diesen Spottpreis.“

Sie zuckte zusammen. „Ich muß sehen, daß ich etwas los-
schlage — ich brauche Geld.“

Ein dicker Herr mit schwerer Goldkette über dem gewölbten Leib kam vorüber, blieb stehen, kniff ein Auge zu und blinzelte frech zu ihr auf. „Hast du was, hübsches Mädelchen, ja? Such' mir selber was raus! — Warum ziehst du denn deine Göttinnen alle so bis obenhin an? Das ist doch heut' nicht Mode bei euch Frauen.“ Er wollte das Mädchen in die Wangen kneifen, sah das bleiche, wutentstellte Gesicht des Russen und trat einen Schritt zurück. Vielleicht hatte der junge Mensch Rechte an sie. Gott, sich einer hübschen Larve wegen nur nicht in Unannehmlichkeiten stürzen. Ueber die dummen Jungenjahre war er hinaus. An einer anderen Ecke stand wieder ein Stückchen Jugend, die gefahrlos zu pflücken war.

Er hatte erst drei Aquarelle zu kaufen im Sinne gehabt. Nun wählte er nur eines, sah in das blasser Gesichtchen, in welchem die Augen so trostlos auf den Schein fielen, den er in der Hand hielt, daß er sich eines anderen bemaß.

Vielleicht hatte der Kerl neben ihr die Bilder alle gemacht und sie mußte sie für ihn verkaufen. Möglicherweise bekam sie Schläge, wenn sie nicht so viele absetzte, als er sich erwartete hatte.

Er nahm wahllos noch zwei weitere und steckte ihr mit einem raschen Blick einen Fünfzigmarktschein in die Hand. Gott! Was es doch für Existenzen gab. Mit einer Hast, die gar nicht seiner Korpulenz entsprach, verschwand er um die Ecke.

Nana schlug die Hände vor das Gesicht. Dimitri bückte sich, die Blätter aufzulesen, die ihr dabei entglitten waren. „Du bist heute das lektmal hiergestanden“ herrschte er brüst.

„Du wirst es ihm sagen?“

„Nein! — aber ich werde dir Geld bringen.“

Das ungläubige Staunen, welches in ihren Augen lag, riß an seinen Nerven. Ihr aber brannte der Blick, mit welchem er sie angesehen hatte, bis in die Seele. Was dachte er von ihr? — „Koko —!“ Das dumme Heulen. Nun sah es ihr schon wieder in der Kehle, sie schluckte es hinunter so gut es ging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie des Herrn Schellack.

Von Albert Baginffi.

Eines Nachmittags, als in dem Café des Zentrums, in dem Herr Schellack täglich seinen Kaffee trank, ein anderer Platz nicht mehr frei war, nahm Herr Schellack wohl zum ersten Mal in seinem Leben in der Künstlerrede Platz. Der junge Mann, der dort an dem Tisch saß, erwiderte seine Verbeugung etwas von oben herab, aber gewiß nicht aus Unmähigung, sondern eher zerstreut, geistesabwesend. Herr Schellack trank seinen Kaffee halb aus, zündete seine Zigarre an und vertiefte sich in seine Zeitung. Nur einen Augenblick lang sah er über den Rand seiner Zeitung hinweg sein Gegenüber an, dessen bildhübsches hochgestirntes Gesicht unzweifelhaft den Künstler verriet. Offenbar ein Maler, dachte Herr Schellack; denn für Herrn Schellack mußte ein Mann, der aussah wie das Gegenüber, unbedingt ein Maler sein. Denn wenn er überhaupt je von solchen künstlerischen Existenzen erfahren hatte, so nur von Malern, mit denen sein Leben je und je zusammengestoßen war. Oder ob Schauspieler? — fragte er sich.

Am ziemlich langer Zeit sah Herr Schellack wieder von seiner Zeitung auf. Sein Gegenüber hatte wirklich einen kleinen Zeichenblock und einen Bleistift zur Hand und zeichnete. Jetzt blickte er auf, und so kam es, daß ihrer beider Blicke eindrucksvoll sich begegneten. Der Künstler lächelte, mit einer wie entschuldigenden Gebärde wies er auf seinen Block und sagte: „Sie haben einen so eindrucksvollen und so sehr malerisch wie physiognomisch interessanten Kopf — wenn Sie nicht böse sind, möchte ich Sie schnell mal zeichnen.“ — Herr Schellack war das nun doch nie passiert; indessen beherrschte er seine Verwunderung und die im Grunde seiner Seele leimende leicht eitle Regung und sagte sehr ruhig: „Aber bitte, wenn's Ihnen Spaß macht.“ Dabei gab er sich einen sachlichen Ruck und schob sich nahe an die Zeichnung heran. Was er dort sah, befremdete ihn etwas, verwirrte ihn sogar. Er wollte es nicht sagen, aber es kam doch so heraus: „Das soll ich sein!“ — Der Maler sah ihn so ruhig und grundehrlich an, er hatte sicher überhaupt nicht begriffen, welche Zweifel in Herrn Schellacks Worten laut wurden. Herr Schellack gab still bei sich zu, daß er ja gar nichts, aber auch gar nichts von Zeichnungen verstand.

Er lehnte sich zurück, es wäre ihm lieb gewesen, wenn der Künstler ihm gesagt hätte, wie er sich halten, welche Pose er einnehmen sollte. Der Künstler sagte aber nichts, sondern zeichnete fleißig drauf los; so verließ Herr Schellack darauf, sich etwas erhaben an die Lehne seines Stuhls zurückzulegen und den einen Arm, im Ellenbogen malerisch gekniet, über die Stuhllehne hängen zu lassen. Die Zigarre tat er in die bernsteinleuchtende Spitze, was allemal repräsentabler und legerer aussah. Der Künstler sagte: „O! so... sehr gut! Wirklich, so müssen Sie bleiben!“ sah immer halbschamlos auf das Modell, wobei er das eine Auge düster zukniff, dann zeichnete er hastig weiter. Mählich gewann Herr Schellack Vertrauen zu seiner selbstgewählten Pose und versuchte sogar, ein wenig ängstlich vor dem scharfen Künstlerblick, sie in dem und dem zu verbessern.

Nach einer Weile zeichnete der Maler nicht mehr mit der gleichen Hast und Ergriffenheit wie zuerst, Herr Schellack bemerkte es wohl. Er war unruhig, zögerte, und immer erregter wechselte sein Blick zwischen Bild und Modell. Plötzlich setzte seine Hand verächtlich über das Blatt hin, als wollte er es ausmerzen, und er riß mit Schwung das Blatt vom Block, zerknüllte es leicht und warf es mit schmerzlicher Geste auf den Tisch. „Nein! so geht das nicht,“ sagte er mit Anstrengung. „Ihr Gesicht birgt Rätsel und Schönheiten, malerische, versteht sich, denen man nur bei langer Atelierarbeit auf den Grund kommen wird... Aber dann würde ich Ihnen ein Bild versprechen...! Ein Bild wie nur je von einem Rembrandt. Hell und dunkel, das Geheimnis im Gesicht dunkel, das Schöne, Herrliche und Männliche voller Licht und Feuer!“

In Herrn Schellack sprach eine tiefverborgene Stimme bewundernd nach: hell und dunkel. Das Geheimnis im Gesicht dunkel, das Schöne, Herrliche und Männliche voller Licht und Feuer... während seine Hand nach dem Blatt griff und es entfaltete. Er sah lange auf das Blatt nieder, und in seinem Innern wuchs gierig der Pilz eines großen Stolzes. Er reichte dem Maler eine ganz gute Zigarre und fragte: „Und was würden Sie denn für die Ausführung der Zeichnung nehmen?“ — „Mindestens 900 Mark,“ sagte der Maler, „nein, genau 900 Mark!“

Jetzt hatte Herr Schellack täglich nach Büroschluß eine geheimnisvolle Beschäftigung. Er sagte niemandem davon. Täglich saß er in dem kalten Atelier des Malers, atemlos und gierig, von Tag zu Tag nur noch ungeduldiger das Werden der großen Zeichnung verfolgend. Geheimnisvoller noch war die Tätigkeit, die sich im Innern Schellacks entfaltete; er lernte über vieles um und sah viele Dinge seines bisherigen Lebens im neuen veränderten Lichte...

Er hatte eine noch stolzere Modellstellung als im Café einnehmen müssen. Er saß in einem großen Lehnstuhl mit der scheinbar so einfachen Haltung der Größe, die eine Hand mit gespreizten Fingern schaute an die Schläfe gelehnt, den Kopf sehr gerade erhoben, mit so angespannt ernster Miene, daß ihm öfters die Rinnbäden davon weh taten.

Bei der Schlußzahlung hatte der Maler nur noch dreißig Mark zu bekommen, das andere war als Voranschuß gegeben worden; so oft mochten dem Maler die Napoleons und Helten mit den starken hellen dunklen Gesichtern nicht über den Weg laufen...

Hastig verschwand Herr Schellack mit der einfach gerahmten Zeichnung... Auf der Treppe zu seiner Wohnung holte er sie aus der Umhüllung und betrachtete lange, lange, mit sprunghaft unruhigen Gedanken sein Konterfei.

Da war man nun immer ein mittlerer Beamter gewesen, hatte gehorcht, sich angepaßt, geschwiegt und sah doch so aus... Es war zum Weinen! Hell und dunkel. Dunkel das Geheimnisvolle. Das Schöne, Herrliche, Männliche hell und voller Licht und Feuer...! So ein Fremder mußte einen lehren, zu sich selbst zu steigen, die Schächte dieses Gesichts zu ergründen. Und man hatte doch Frau, Kind und Freunde, die nichts, nichts davon merkten, nichts davon merken sollten. All seine Unlust, seine Unzufriedenheit, seine Mißachtung der Untergebenen und Kollegen — jetzt hatten sie hier ihren natürlichen Grund und ihre Berechtigung. Er war zu Großem geboren gewesen, und die verdammte Bescheidenheit und Genügsamkeit hatte alles verdorben...

Der jeiliche Schmerz des Herrn Schellack war so groß, daß er schwach wurde. Stöhnend vor Herzweg setzte er sich auf die Treppe und barg sein Gesicht auf die Zeichnung. Vielleicht hätte er meinen können, daß das Leben so unsinnig veronnen war. Denn jetzt war er 49. Wie konnte man da noch anfangen, groß zu werden. Der Maler hatte ihm aus einem russischen Roman zitiert: Ob man ein „Napoleon“ sein will oder eine „Wanze“, darüber hat man sich zu allererst zu entscheiden. Mit 49 war man aber schon endgültig eine „Wanze“.

Zu Hause packte er das Bild aus und legte es still auf seinen Schreibtisch, es war der richtige Platz erst noch zu suchen. Als er später wieder ins Zimmer kam, hielt es seine Frau in der Hand, Ruth, die Tochter, stand daneben. Seine Frau fragte: „Wo hast du denn das her?“ — „Ja, Papa, wo hast du denn das her?“ — fragte die Tochter. — „Wer ist denn das?“ — fragte seine Frau, „das ist ja der... Mussolini! Mama!“ sprach die Tochter. — „Ja, Mussolini,“ sprach die Mutter nach und sah das Bild aufmerksam an. „Ja, in der Tat,“ sagte Herr Schellack gelassen und entschuldigend, „das könnte Benito sein — wenn ich's nicht wäre!“ — „Du?“ — „Arthur!“ — „Ach, ja! das ist ja Mussolini in Papas Anzug!“ krächzte die Tochter Ruth.

Mit einem einzigen Schritt war Herr Schellack bei ihnen und riß das Bild aus ihren unverständigen Händen. „Das bin ich!“ schrie er mit ungewöhnlich schreiender, wie hysterischer Stimme. „Ich bin das, ich, ich...! Ihr Schafsköpfe! Aber Ihr wollt mich nicht erkennen, Ihr wollt nicht, daß ich mich selbst erkenne und am liebsten weinen, weinen möchte über dieses verpöhlte Leben.“ Er märgelte seine Stimme etwas: „Dieses Blatt ist von einem Künstler, einem fremden Menschen, der mich erkannte und gewürdigt hat. Euer Mussolini mag sich seinen eigenen Zeichner halten!“ Und noch sehr Vieles und Heftiges redete Herr Schellack aus Zorn und Betrübnis seines Herzens. Gattin und Tochter starrten ihn fassungslos an und verließen ihn so schnell es ging.

Herr Schellack versuchte vieles in seinem Leben zu ändern, trat in Haus und Büro anders auf, war ein Feind seiner eigenen Tugend, Gutmütigkeit, Solidität und Bescheidenheit, versuchte, mit heftigen Anstürmen Bewunderung und Aufmerksamkeit der Vorgesetzten und Kollegen zu erwecken, um seinen meteorhaften Aufstieg vorzubereiten. Natürlich ging das nicht so einfach. Einen schweren Rückfall tat er sogar, als seine Frau fragte, was er für das Bild gegeben habe. Dreißig Mark, sagte er, scheiden, was seine Frau ziemlich viel fand.

Im nächsten Monat wurde Herr Schellack überraschenderweise Oberinspektor und bekam eine eigene bedeutende Abteilung. In diesen Tagen schien es ihm tauschhaft sicher, daß er doch noch etwas Großes aus seinem Leben machen werde. Vom Leutnant zum Kaiser Frankreichs war der Weg nicht näher gewesen...

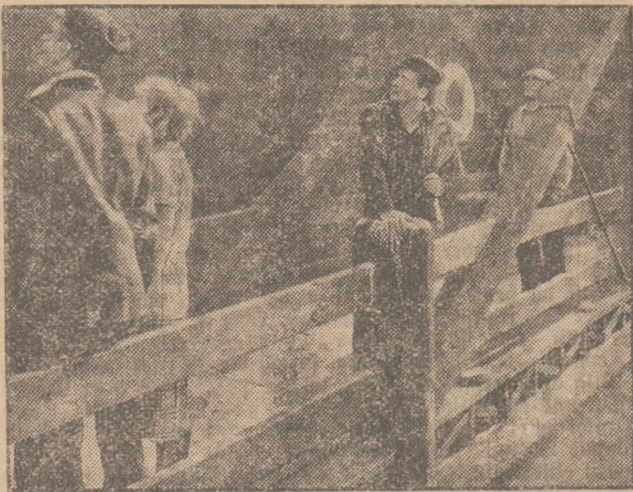
Ein Vierteljahr träumte Herr Schellack angestrichelt seines heroischen Bildes den Traum der Größe, von welchem unserem Leser die richtige Vorstellung zu vermitteln, es einen Roman brauchen würde oder eines Schauspiels. Dann kam Herr Schellack eines Tages nach Hause und fand das Bild nicht an seinem Platz. „Ach bitte, Arthur,“ sagte seine Frau, „sei nicht böse, ich habe das Bild weggegeben. Es sah dir ja doch so gar nicht ähnlich... Es waren die Herren von deinem Klub hier und wollten kleine Geschenke für die Verlosung... da hab ich es ihnen gegeben. Ich habe ihnen auch nicht gesagt, daß du das sein willst, sondern: es stelle Mussolini vor. Es steht dir doch wirklich so gar nicht ähnlich.“

Dierzehn Tage litt Herr Schellack ungemein am traurigen Gesicht des Verantwortlichen. Er sprach kein Wort mit seiner Frau und war überhaupt richtig verbittert. Dann genas er langsam und wurde wieder der alte freundliche Herr Schellack.

Zum erstenmal wird ein Neger, der achtzehnjährige Monzo Barham, in der amerikanischen Flotte Offizier werden; er ist als Seeoffiziersaspirant in Annapolis angenommen, wird also eines Tages in die Lage kommen, weiße Männer zu kommandieren.

Wie sie im Privatleben sind.

Es ist durchaus natürlich, daß man die Großen der Leinwand, die man ja nur aus ihren Filmen kennt, nach den von ihnen bevorzugten Rollen beurteilt und die vage Vorstellung hat, daß sie den Typ, den sie im Film zeigen, auch im Privatleben verkörpern. Bei genauer Ueberlegung sagt man sich zwar, daß das eigentlich Unsinn ist, doch wenn man erfährt, daß die meisten Stars in Wirklichkeit gar nicht so extravagant und mit außergewöhnlichen Ambitionen behaftet sind, wie man oft annimmt, ist man doch ein wenig überrascht. Die schöne Greta Garbo, die verführerische blonde Sirene des Films, ist in ihrem Privatleben die bescheidenste und zurückhaltendste Persönlichkeit von ganz Hollywood. Sie liebt keine gesellschaftlichen Veranstaltungen und kleidet sich mit der denkbar größten Einfachheit. Extravaganz ist ein Wort, das für ihren Sprachschatz nicht zu existieren braucht. — Die ebenfalls blonde Anita Page, ein kommender Metro-Goldwyn-Mayer-Star, macht nach ihren Filmrollen den Eindruck, als ob sie ein „Flapper“ in Reinkultur wäre, jener Typ des flotten, jungen Mädchens, dessen Anschauungen mehr als modern sind, und das raucht, Cocktail trinkt und sich amüsiert. Anita Page hat noch nie zum Vergnügen eine



„Die Docks von New York“, so heißt der neue Film des „Unterwelt“-Regisseurs Joseph von Sternberg.
Phot. Parufamet.

Zigarette geraucht und noch nie einen richtigen Tropfen Alkohol getrunken. Allerdings ist sie erst 18 Jahre alt. — Lew Cody hat man im gewöhnlichen Leben noch nie mit einem Zylinderhut gesehen, einem Kleidungsstück, das einen feststehenden Bestandteil seiner Filmgarderobe bildet. Und Marion Davies, deren atemberaubende Gewänder im Film von einer Pracht und Kostbarkeit sind, daß jedes Frauenherz bei ihrem Anblick höher schlägt, bevorzugt außerhalb ihrer Filmarbeit ganz schlichte, sportliche Kleider ohne jede Spur von Auffälligkeit.

Auch daß Buster Keaton niemals lächelt, ist ein Märchen. Seine Freunde und Bekannten kennen ihn weder mürrisch noch traurig. Keaton gehört zu den bestgelächelten Menschen von Hollywood, und sein berühmtes „steinernes Antlitz“ trägt ein lebenswürdiges Lächeln — wenn er nicht vor der Kamera steht. — Norma Shearer ist in Wirklichkeit viel schöner als auf der Leinwand. Von Chaney ist alles andere als eine geheimnisvolle Persönlichkeit, der man sich nur mit leiser Scheu zu nahen wagt. Er steht privat genau so aus wie hundert andere Leute, und wenn man ihn auf der Straße sieht, ohne ihn zu kennen, würde man ihn für keinen Filmstar, sondern für einen einfachen Bürger im mittlerem Alter halten. Auch sein Wesen ist nicht im geringsten mysteriös oder von Tragik unwittert. — Jon Crawford, als Tanzfanatikerin aus ihren Filmen bekannt, und eine der besten Tänzerinnen, die es gibt — sie hat eine stattliche Reihe von Tanzpreisen aufzuweisen — macht sich im Grunde ihres Wesens gar nichts aus rausgehenden Vergnügungen. Seit ihrer Verbindung mit Douglas Fairbanks junior hat sie das Interesse am Tanzen so gut wie verloren. — Ramon Novarro kennen seine Freunde als einen bescheidenen jungen Mann von sehr ruhigem Wesen, den man noch nie auf großen Gesellschaften gesehen hat. — William Gaines und Eddie Nugent dagegen sind in ihrem Privatleben genau so ausgelassen wie in ihren Filmen und wegen ihrer vergnügten Laune und ihrer lustigen Einfälle überall ungemein beliebt.

Was kostete der Weltflug des „Graf Zeppelin“?

Die Union Carbide and carbonce, die den Auftrag hatte, das Luftschiff „Graf Zeppelin“ in den Vereinigten Staaten mit Betriebsgas zu versorgen, stellte eine Rechnung auf, aus der hervorgeht, daß die Weltreise des Luftschiffes nicht so teuer gewesen ist, wie im allgemeinen angenommen wird.

Die amerikanische Gesellschaft hatte in Vatehurs, Friedrichshafen, Tokio und Los Angeles die Kosten der Versorgung mit Brennstoff berechnet, die sich folgendermaßen zusammenzählen: Beim Start in Vatehurs, wo die Weltreise ihren Anfang nahm, wurde für 4000 Dollar Brennstoff bereitgestellt. Die gleiche Menge Blaugas wurde in Friedrichshafen an Bord genommen und kostete gleichfalls 4000 Dollar. In Tokio wurde Betriebsstoff für 2500 Dollar geliefert und in Los Angeles für 1300 Dollar. Insgesamt wurde also für 11 800 Dollar Betriebsstoff verbraucht. Die übrigen Unkosten betrugen rund 9000 Dollar, so daß die Gesamtkosten sich auf etwas mehr als 20 000 Dollar beliefen. Da das Luftschiff insgesamt eine Strecke von rund 20 000 englischen Meilen durchflog, hat so kann man auch die Kosten des Fluges ziemlich genau mit einem Dollar je Meile feststellen. Diese Zahlen haben ein sehr günstiges Aussehen.

Man darf aber nicht vergessen, daß für die Rentabilitätsberechnung andere Werte in Betracht kommen, denn abgesehen davon, daß nicht alle Einzelheiten in den 20 000 Dollar enthalten sind, muß vor allen Dingen die Abnutzung der Luftschiffe durch arduöse Fahrten einkalkuliert werden, wenn man die Preise für Personen- und Frachtförderung berechnen will. Auch die Fertigstellung von Luftschiffbahnhöfen muß neben der Abschreibung in Betracht gezogen werden. Es kommen noch die Unkosten für die Versicherungen hinzu, die in Höhe von 3,2 Millionen Mark besteht. Die Prämie beträgt 17 000 Mark, wobei allerdings für die Weltfahrt eine Jubiläumprämie geleistet werden mußte. Neben der Sachversicherung bestehen noch mehrere Personalversicherungen, durch die die Mannschaft gegen Unfall und Invalidität gedeckt ist. Für den Todesfall beträgt die Versicherungssumme insgesamt 1,5 Millionen Mark und für den Invaliditätsfall ist sie noch höher. Die Haftpflichtversicherung für Schäden, die durch das Luftschiff angerichtet werden können, beträgt 600 000 Mark mit einer Prämie von 7500 Mark. Außerdem sind noch Unfall- und Invaliditätsversicherungen für die Passagiere vorgesehen. Man erkennt daraus, daß die Unkosten auf jede Fahrt anteilmäßig durch Umstände aller Art recht beträchtlich werden. Selbstverständlich müssen auch Verwaltungskosten, Steuern usw. in Betracht gezogen werden, wenn man die wirklichen Kosten dieser Flugs feststellen will.

Der jetzige Diplomat.

In den politischen Kreisen Warschaus erzählt man sich eine seltsame Geschichte von einem wohl einzig dastehenden Fall diplomatischer Zerstreuung. Als der italienische Botschafter Martin Franklin zur Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens auf dem Schloß des Staatspräsidenten Moscicki eintraf, entdeckte er zu seinem Entsetzen, daß er eine Kleinigkeit — nämlich das Beglaubigungsschreiben selbst — im Botschaftsgebäude vergessen hatte. Die Lage schien hoffnungslos, da nach der genau festgelegten Empfangsordnung ein Aufschub der Feierlichkeit auch nur um eine Minute unmöglich war. Durch einen Vertrauten des Staatspräsidenten machte der Botschafter von seinem Mißgeschick Mitteilung, und man fand folgenden Ausweg. Der Vertreter Italiens überreichte dem polnischen Staatsoberhaupt einen versiegelten Briefumschlag, den der zuvor gewählte Präsident, ohne ihn zu öffnen, einem Herrn seiner Umgebung weitergab. Inzwischen raste ein Botschaftssekretär im Auto zurück zur italienischen Botschaft, um das fatale Beglaubigungsschreiben abzuholen.

Fröhliche Ecke.

Vorsicht ist besser als ... „Wie hoch ist die Zimmermiete einschließlich Klavierbenutzung?“ fragte der junge Mann.
„Um,“ erwiderte die Wirtin, „spielen Sie mir man lieber erst mal etwas vor ...“

Gott sei Dank. „Eigentlich bist du doch um deinen Georg zu beneiden. So berühmt! So gebildet! So geschäft!“
„Weißt du, wirklich geschäft kommt er mir nur vor, wenn er mal Dummheiten macht!“

Die Hausfrau. Sie schriftstellert.
Er: „Schreibst du noch lange an deinem Roman?“
„Ja, bin gerade bei der Sterbeszene des Helden.“
„Na schön, wenn er tot ist, nächst du mir vielleicht mal diesen Hofentopf an.“